

Fortsetzung von Seite 1

Wallfahrt auf Shikoku

bar für jene, die keinen Zugang haben zu den Sutren, Mantra und Mudras, jenen Formeln und Silben, jenen kunstvollen Handgesten in ihrer würdevollen Eleganz. Jeder ist eingeschlossen in den Dunst geweihten Räucherwerks. Das Gute am Pilger ist: Die Pilger sind immer die Guten. Pilgern ist Entleerung. Weg suchen, Weg finden, fertig. Jeder mag Pilger, weil man ihnen eine religiöse Aura zubilligt. Wer einen Pilger beschenkt, nimmt auf diese Weise indirekt an der Wallfahrt teil. Man wird vom Wanderer zum Pilger, indem man als Pilger erkannt und anerkannt wird. Wo alle Sutren rezitieren, murmelt man mit. Wo jeder sich am Brunnen reinigt, greift man auch zur Kelle, beschriftet Wunschzettel, zündet Räucherstäbchen an, holt sich Segen und Stempel im Tempelbüro. Irgendwann gehört man automatisch dazu. Irgendwann grüßt man sie wie alte Bekannte, die monstros muskulösen Tempelwächter, die an jedem Tempeltor in immergleichen Drohgebärden erstarrt sind. Oft sind die Statuen wutrot ange-malt, aber wenn man sie sieht, weiß man: wieder ein Tempel geschäft.

Vier Abschnitte sieht der Pilgerweg vor. Der letzte bezeichnet den Eintritt ins Nirvana. Menschliche Leidenschaften sind in buddhistischem Gleichmut aufgelöst. Theoretisch. Gott, wie ich innerlich wüte, wenn mich die rüstigen Alten überholten und anteilnehmend fragen, wie lange ich bisher gebraucht habe, weil sie selbst später aufgebrochen und offenbar schneller seien. Weil ihr Schilder lesen könnt! Weil euch keine Filmkamera am Riemen baumelt! Weil ihr telefonisch Betten reservieren könnt! Neid ist Gift für jedes Karma. Das ist nicht gut, gerade jetzt, wo mich schleimiges Gezück am Wickel hat. Wertfrei und mit Staunen also gewärtig ich die gelinde Hetze meiner Mitläufer, in dieser Auszeit im Zeitplan zu bleiben. Die meisten sind an der Schwelle zum Ruhestand. Der Jakobspilger ist eine Mischung aller Altersklassen, Geschlechter und Nationalitäten. Der Fußpilger auf Shikoku ist oft sechzig, meist männlich und unbedingt Japaner. Pilgerei, diese ausufernde Form der Schnitzeljagd, ist für ihn auch Schaulaufen. Fitness beweist, wer am häufigsten die weitesten Wege in kürzester Zeit absolviert. Deshalb sind verschlungene Wege nicht beliebt. Abseits der Pflichtroute sind nur wenige an-treffen – wenige Menschen jedenfalls.

Auch der Shingon-Buddhismus hat es in gewisser Hinsicht eilig. Kukai entwickelte eine Methode für „die Erlangung der Buddhachara in dieser gegenwärtigen Existenz“. Statt viele Leben lang sein Karma aufzuheben, gehe Erleuchtung blitzartig. Das ist verlockend, wenn man bedenkt, wie lange andere Buddhisten brauchen: meistens drei „Kalpas“. Ein Kalpa bezeichnet die Zeitspanne, in der ein Fels von einer Seitenlänge, die ein Osekenkarren in einem Tag zurücklegt, abgetragen ist, wenn alle hundert Jahre ein Mädchen vom Himmel auf die Erde absteigt und im Tanz mit seinem Gewand leicht über den Felsen streicht. Kukai verspricht zügigere Expedition ins schöne Nichts. Allerdings muss man sich in diesem Leben dafür etwas mehr anstrengen als ich mit meiner sechswöchigen Inselumrundung.

Da der Pilgerweg im Kreis herumführt, verführt er zu mehrfacher Begehung. Manche Pilger kommen nie zum Ende. Ein rüstiger Pilger von sechzig Jahren sagte mir, er befände sich soeben auf seiner hundertachten Umrundung. Seit sechs-



Foto Gerald Koll

Während die achtundachtzig Tempel von Shikoku von vielen Pilgern durchheilt werden wie die Boxenstopps beim Autorennen, stößt man jenseits der buddhistischen Rennstrecke stets auf andächtig in die Meditation versunkene Gläubige.

unddreißig Jahren sei er unterwegs. Zum Beweis öffnete er das Buch, das jeder Pilger wie einen Schatz mit sich führt. Es enthält Kalligraphien und Stempel der besuchten Tempel. Sein Buch aber sah anders aus als meines. Schmatzend löste sich Seite von Seite, getränkt mit orangefarbener Stempelfarbe. Von den schwarzen Pinselstrichen war nichts mehr zu sehen. Es war zum Stempelkissen geworden. Meine Ehrfurcht sank erst einige Tage später, als ich das fein gewirkte Namenszettelchen eines anderen Pilgers las: Die Zahl zweieundachtzig gab sein Alter an, 385 die Zahl seiner Wallfahrten. Verzeihet was auch der Zweck: Der Veteran gedachte der gefallenen Kameraden aus dem Weltkrieg. In sechzig Jahren muss er jedes Jahr mindestens sechsmal alle achtundachtzig Tempel besucht haben.

Ihn für einen Hochstapler zu halten wäre engstirnig. Es ist nicht verpönt, die Wallfahrt motorisiert zu unternehmen. Die wenigsten gehen zu Fuß. 2358 Pilger bekundeten im letzten Jahr bei Tempel Nummer 1 die Absicht, die Wallfahrt zu Fuß zu absolvieren. Das sind anderthalb Prozent von allen. Nicht beziffert ist, wie viele vorzeitig aufgaben oder Strecken überbrückten. Die Masse sitzt im Bus. Reisebegleiter wuchten dicke Sporttaschen voller Stempelbücher und Rollbilder auf die Theken der Pilgerbüros. Der

Kalligraph wird zum Fließbandarbeiter, doch es klingelt in der Tempelkasse. Leider bilden sich zu Stoßzeiten am Eingang Schlangen.

Die Pilger sind auf die Wundermittel und Segen der Tempel nicht weniger angewiesen als die Tempel auf die Pilger. Sie sind eine wichtige Einnahmequelle. Die Parkplätze sind geräumig. Die Insel ist flächendeckend asphaltiert. Naturliebhaber rümpfen die Nase, wenn sie mal wieder stundenlang auf Hauptstraßen künstlich beatmet werden, von der Kanalisation unter sich und den Auspuffrohren neben sich. Busspassanten winken gut klimatisiert und wissen, dass sie gesünder und billiger ans Ziel kommen. Wer die Pauschalpilgerei für umgerechnet etwa zweitausend Euro bucht, benötigt weniger Übernachtungen: nur etwa ein Viertel der durchschnittlich vierundvierzig. Die Tradition günstiger Pilgerherbergen wie auf dem Jakobsweg gibt es auf Shikoku nicht. Der Gast der traditionellen Reispension erhält Funto, Morgenrock (Yukata), jede Menge Pantoffeln, meist auch Waschmaschine, Trockner, Zahnbürste plus -pasta, Handtuch.

Kaum ein Japaner im berufstätigen Alter kann sich eine so ausgedehnte Wanderreise zeitlich, finanziell und berufsethisch erlauben. Blasen darf sich laufen, wer es sich leisten kann. Deshalb schnurren viele ihr Programm ab, spädieren sich von Tempel zu Tempel, schnurren die Litaneen herunter wie Dieter-Thomas Heck den Abspann der Hiptrape, durchmessen die heiligen Stätten wie Bahnhöfe, blind für die Gottheiten an den Decken, unlustig auf längere, oftmals landschaftlich reizvollere Nebenwege. Doch Kulturbanausen sind im Recht. Gut sei es, lehre mich Shingon-Priester Omoto, die Welt mit den Augen eines Babys zu betrachten: Der Tisch vor mir sei kein Tisch, sondern nur „etwas“, das keiner Kategorie, keinem Zweck und keiner Wertung unterliege. Der Begriff der „Sehenswürdigkeit“ muss dem Buddhisten suspekt sein. Sehenswert ist alles und vor allem nichts.

Trotzdem ist der Grund zur Eile meist weltlicher Natur. Wer nicht alt ist und trotzdem pilgert, muss häufig sparen. Manche begnügen sich zur Nacht mit Bushaltestellen, Reisabfüll-Häuschen, Schuppen, offenen Unterständen oder mit abgelegenen Tempelruinen. Auch darin lässt sich vorübergehend träumen.

Noch stehe ich und tröste mich. Wenn mich eine dreieckigköpfige Schlange in meinem Schlafsack beißt, befinde ich mich in vertrauter Gesellschaft. Wir Pilger hier sind Todgeweihte. Wir tragen die Farbe des Todes: Weiß (die japanische Lieblingsfarbe aller Autos und Arbeitshandschuhe). Überall stehen die Toten Spalier. Trist ist ein Morgen ohne glitzernde Grabsteine im Morgenlicht. Shikoku stirbt ohnehin rapide. Dauerhaft geknickt von Reissackern, krümmen sich Bäuerinnen jedes Jahr ein Stück weiter dem Erdboden entgegen.

Während ich mich langsam hinknie, beschönige ich mir die Schlage damit, ich habe es mit einer Prüfung zu tun. Es ist die letzte und schwerste: die Prüfung der Natter. Schlangen genießen auch im buddhistischen Asien keinen besseren Ruf als im christlichen Abendland. Leider mache ich als Drachenkämpfer keine heroische Figur, weil der Schlafsack nicht aufgeht. Und während ich schwitzend am Reißverschluss nestele, ahne ich: Dies ist die Strafe dafür, den Stock schlecht aufgesetzt zu haben.

Unerfüllte Liebe, treuloses Land

Wilhelms später Triumph: Metz und sein monumentales Quartier impérial / Von Philipp W. Fabry

„Parbleu!“ Der junge Mann zupft seine Begleiterin am Ärmel und deutet auf die markanten Gesichtszüge des mannshohen Standbildes am Westportal der Metzter Kathedrale, das den Propheten Daniel darstellt. „Er sieht dem Kaiser Wilhelm ja wirklich ähnlich!“ Wieder, möchte man hinzufügen. Denn erst in jüngster Zeit hat die Stadtverwaltung die Statue vom Taubenkot befreien und sorgfältig restaurieren lassen. Sogar die in Stein gemeißelte lateinische Inschrift, in der „der erhabenste Kaiser der Germanen“ wegen seiner Wohltaten für die Kathedrale St. Etienne gepriesen wird, ist nicht ausgespart worden. Die Restaurierung ist ein Indiz dafür, dass die Metzter Bürger, für die der Hohenzoller jahrzehntlang eine Unperson war, inzwischen anders über ihn denken. Ein weiteres Zeichen dafür ist der Antrag der Stadtverwaltung, das zwischen 1890 und 1910 neuerrichtete Quartier de la Gare, das auch unter dem Namen Quartier impérial bekannte Bahnhofsviertel, zum Unesco-Weltkulturerbe zu ernennen. Anders als sonst in Frankreich üblich, erinnert das Adjektiv „impérial“ nicht an Napoleon I., sondern an den deutschen Kaiser Wilhelm II.

Ob dem Antrag stattgegeben wird, ist fraglich, die Konkurrenz ist groß. Aber dass er überhaupt gestellt wurde, ist eine Sensation, und für den 1941 in seinem Exil im holländischen Doorn gestorbenen Kaiser wäre es so etwas wie eine späte Genugtuung, könnte er das noch erleben. Denn sein Verhältnis zu Lothringen ähnelte dem eines Liebhabers, den seine Angebotete partout nicht erhören will. Dabei warb Wilhelm II. stürmisch um die Schöne, und wie das bei reichen Verehrern so üblich ist, überschüttete er sie mit Geschenken. Doch die Begeherte blieb spröde, und als im Jahre 1918 der zweite Bewerber, die alte Liebe Frankreich, an die Tür klopfte, da sank Lorraine ihr in die Arme.

Was hat der Kaiser falsch gemacht? Monsieur Reisel, der uns heute Morgen bei unserem Besuch im Bahnhofsviertel begleitet und der ein ausgewiesener Kenner der Metzter Geschichte ist, besinnt sich ein wenig, ehe er antwortet. Gewiss, meint er, die Ausgangslage sei für den Hohenzoller nicht günstig gewesen. Im Frankfurter Frieden 1871 habe Frankreich das Elsass und einen Teil Lothringens an das neugegründete Deutsche Reich abtreten müssen. Dafür konnte der Kaiser, der erst 1888

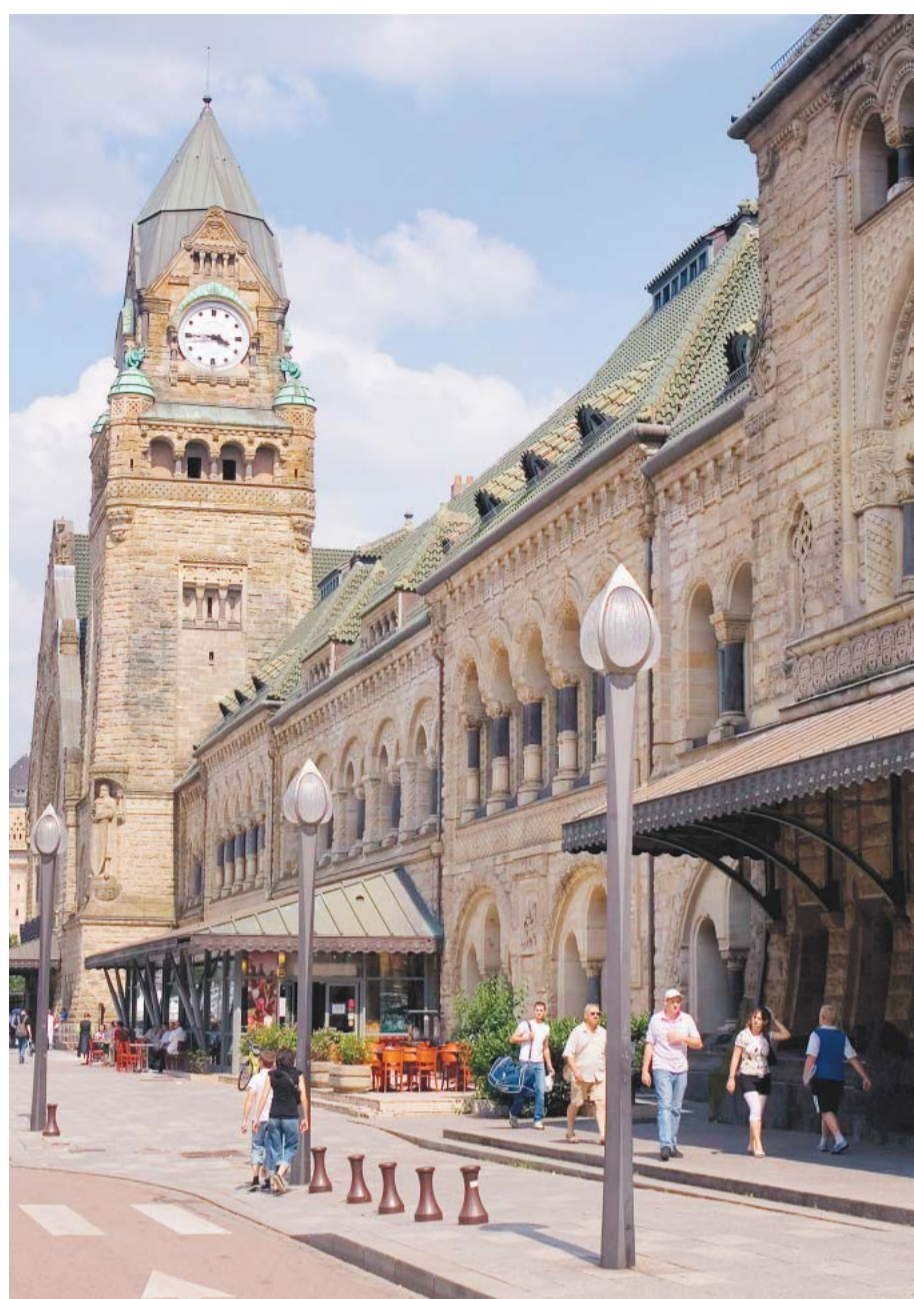


den Thron bestieg, nichts. Aber dass er ziemlich unbeliebt gewesen sei, habe auch an seiner Persönlichkeit gelegen. Wilhelm liebte den Pomp, rasselte gern mit dem Säbel und hielt Reden, die seine Minister zur Verzweiflung brachten. Wenn der Kaiser sich so gab, dann war das allerdings nur eine der vielen Facetten seines Wesens. Wir wissen heute, dass seine künstlerische Begabung größer war, als gemeinhin angenommen, und dass er über ein phänomenales Gedächtnis verfügte. Monsieur Reisel glaubt sogar, dass sich hinter dem martialischen Gehabe ein weiches Herz verborgen habe. Er wollte geliebt und anerkannt werden – und das gerade von den Lothringern, die ihm wegen der Annexion grollten.

Das Quartier impérial ist Stein gewordener Ausdruck dieser tiefen Sehnsucht. Und das Viertel macht nicht gerade den Eindruck, als sei die Stadt während der Jahre der deutschen Herrschaft von 1871 bis 1918 ins Elend gestürzt worden. Dafür sind die Häuser, die in diesem knappen halben Jahrhundert gebaut wurden, zu ansehnlich und die Boulevards zu breit. Zwar verließen viele frankophile Bürger, darunter gerade die Begüterten, die Stadt. Aber der Exodus wurde dadurch annähernd wettgemacht, dass Metz nicht nur Beamte und Militärs, sondern auch deutsche Industrielle und Kaufleute anlockte. Ihre Blütezeit erlebte die Stadt dann zwischen 1890 und 1914, wovon vor allem die Neustadt Wilhelms II. zeugt.

Vor 1870 war die Metzter Festung Sammelungspunkt und Ausfallort für die Armeen, die im Kriegsfall über Saarbrücken in Richtung Mainz marschieren sollten. Als der Ernstfall aber eintrat, endete dieses Unternehmen schon, ehe es in Gang gekommen war: Der mit 170000 Mann in Metz eingeschlossene Marschall Bazaine musste am 28. Oktober 1870 kapitulieren – schlimm genug, aber nicht ganz so schlimm wie das Schicksal, das seinem Kollegen MacMahon in Sedan widerfuhr. Denn der musste bei der Kapitulation seinen Kaiser Napoleon III. gleich mit ausliefern. Nun wurde Metz der Eckpfeiler des deutschen Festungssystems, das den Franzosen durch seine bloße Existenz die Revanche unmöglich machen sollte. Die Deutschen schleiften die Bastionen, die Vauban errichtet hatte, die freigewordenen Flächen wurden bebaut und begrünt, was der Stadt und den Einwohnern Luft verschaffte. Die neuen Befestigungsanlagen schnürten Metz nicht mehr ein, sie entstanden außerhalb der Stadt.

Das Militär redete auch sonst ein gewichtiges Wort bei der Planung mit. Denn bei Ausbruch eines Krieges kam es darauf an,



Lothringen, mon amour: das kaiserliche Viertel von Metz.

Foto AFP

die Truppen so schnell wie möglich mit samt Pferden, Wagen und Kanonen vom Bahnhof in die Kasernen und in die mehr als zwanzig Kilometer entfernten Forts zu verlegen. Deshalb hatte man den damaligen Kaiser-Wilhelm-Ring, die heutige Avenue Foch, mitsamt seinen Nebenstraßen so breit ausgebaut, dass es nicht zu einem Rückstau kommen konnte. Einige der Gebäude am Ring waren so dimensioniert, dass sie bei einer Mobilmachung genutzt werden konnten. Dazu zählen die Post, die als Kommunikationszentrum vorgesehen war, und die majestätische Hotelzeile, die den Generalstab aufnehmen sollte.

Hätten aber die Interessen der Einwohner bei der architektonischen Gestaltung des Bahnhofsvorplatzes und seiner Umgebung keine Rolle gespielt, dann sähe das Viertel anders aus. Reisel führt dafür Belege an: Das Quartier impérial bilde nämlich nicht, wie man erwarten könnte, ein Rechteck, sondern ein unregelmäßiges Dreieck, und damit sei der Architekt Reinhard Baumeister, Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, dem neuesten Trend der Städteplanung gefolgt. Es gäbe dann auch gewisse nicht die kleinen Lauben an der Rue Garibaldi, die an süddeutsche Marktplätze erinnern, und die zahlreichen krummen Gassen, die bewusst die geraden Achsen unterbrechen. Richtig ist allerdings, dass es einige Zeit dauerte, bis sich

das Metzter Bürgertum bei den Planern Gehör verschaffen konnte und bis diese bereit waren, die Wünsche der Bevölkerung zu berücksichtigen. Letztlich blieb den Architekten nichts anderes übrig. Denn die Metzter hatten einen mächtigen Verbündeten: den Kaiser selbst. Wilhelm II. war daran gelegen, die Einwohner mit der Präsenz deutscher Truppen auszusöhnen. Daher sollte die Metzter Neustadt nicht nur städtebaulich Maßstäbe setzen, sondern auch mit der modernsten Infrastruktur ausgestattet werden, die vor dem Ersten Weltkrieg zu haben war. Das galt vor allem für die Wasserversorgung und die Kanalisation. Der mächtige Wasserturm, wie der Bahnhof im neoromanischen Stil erbaut, steht daher nicht von ungefähr an solch prominenter Stelle. Er wirkt wie ein Ausrufezeichen dafür, dass das Quartier de la Gare nicht nur architektonisch, sondern auch auf dem Gebiet der Hygiene der „dernier cri“ war. Als Metz 1918 wieder an Frankreich fiel, rückte die Stadt daher in der Republik sofort zur fortschrittlichsten Großkommune auf.

Am Bahnhof selbst scheiden sich indes die Geister, auch wenn das aus graugelbem Vogesensandstein errichtete Gebäude mit seinen gewaltigen Ausmaßen und seiner reich geschmückten Fassade jeden Betrachter beeindruckt – die Front des 1908 fertiggestellten Gebäudes erstreckt

sich ungeheure dreihundert Meter an der Rue Lafayette entlang. Wenn sich der Kaiser schon für die Metzter Neustadt bis ins Detail interessierte und die Pläne kräftig durcheinanderwirbelte, so kann man beim Bahnhof sogar sagen, dass Architektur und Infrastruktur mindestens zur Hälfte auf seine Ideen zurückgehen. Das geschah sehr zum Leidwesen des Architekten Jürgen Kröger. Dass die Neoromanik das bestimmende Stilelement sein musste, daran durfte Kröger, der für den Jugendstil schwärmte und damit auf der Höhe der Zeit war, nicht rütteln. Hier war Wilhelm II. unerbittlich, denn er sah sich in der Tradition der großen Kaiser des Mittelalters. So ähnelt der Bau je nach Blickwinkel der Kaiserpalast zu Goslar oder einem romanischen Kloster.

Der listige Architekt schaffte es trotzdem, viele Jugendstilelemente gewissermaßen durch die Hintertür in die Dekoration zu schmuggeln. Denn er überzeugte Seine Majestät davon, dass auch das moderne Lothringen an der Außenfassade präsent sein müsse. Und so bewundern wir heute in den Kapitellen des Erdgeschosses Steinmetzarbeiten, die unter anderem Leben und Treiben in den Wartesälen der zweiten und dritten Klasse, eine Fabrik, ein Auto und einen Zeppelin darstellen. Sie sind in reinem Jugendstil gehalten, denn bei solchen Sujets hatte die Neoromanik naturgemäß keine Chance. Die Folge ist eine einzigartige Stilmixtur, ein Zwitter, der schon vor seiner Fertigstellung im Trommelfeuer der Kritik stand. Wer den Bahnhof aber unvoreingenommen betrachtet, den Ballast nationaler Geschichtsbeachtung abwirft, sich von starren architektonischen Lehmeinungen befreit und nur die Formen auf sich wirken lässt, stellt verblüfft fest, dass sich Neoromanik und Jugendstil hier recht gut vertragen und sogar ergänzen.

Überdauert hat auch die rechts vom Hauptportal in die Mauer eingelassene kolossale Rolandsstatue. Das gilt allerdings nur für den Torso. Denn dem Kopf hat man übel mitgespielt. Zornig schaut er heute drein, der kriegerische Roland, und angesichts dessen, was ihm widerfahren ist, kann man das gut verstehen. Kettenhemd und Tartsche sind sorgfältig gearbeitet, aber sie konnten ihn nicht davor bewahren, mehrfach misshandelt zu werden. So wurde er ungewollt Opfer und Zeuge der wechselhaften Stadtgeschichte.

Der ursprüngliche Kopf aus dem Jahre 1908 trug die Züge eines weisen, alten Herrn, hinter denen sich Graf Haeseler verbarg, dem in Wirklichkeit ziemlich bärbäufigen Kommandanten des XVI. Armeekorps in Metz. Dass die Figur nach dem Einmarsch französischer Truppen im Jahre 1918 den Kopf verlor und einen neuen erhielt, gehörte zum damals üblichen Ritual der Vergangenheitsbewältigung. Als nach der Niederlage Frankreichs 1940 die Deutschen wieder das Sagen hatten, stellten sie fest, dass die Gesichtszüge des Roland denen des französischen Marschall Foch ähnelten. Das durfte nicht so bleiben, und so kam 1942 wieder Graf Haeseler zu Ehren – aber nur für drei Jahre. Dann musste er dem grimmigen Kriegerkopf weichen, mit dem wir es nun zu tun haben. Es besteht allerdings im Zeitalter des zusammenwachsenden Europas die Hoffnung, dass dieser Stand der Dinge bis in eine ferne Zukunft dauern wird.

■ **Information:** Maison de la France, Zeppellinallee 37, 60325 Frankfurt, Telefon: 0900/157 00 25, Internet: www.franceguide.com.

AIR FRANCE KLM

Europa Unlimited!

Der Herbst von seiner schönsten Seite.

Internet-Check-in:
einfach, schnell
und bequem!

AMSTERDAM ab €

141

GÖTEBORG ab €

211

BARCELONA ab €

212

RIGA ab €

262

km.de

Die Zuverlässige

Preise gültig bei Buchung auf www.klm.de für einen Hin- und Rückflug ab Hamburg inkl. Steuern, Gebühren und 5 € Ticket Service Charge zzgl. 3 € Gebühr bei Zahlung mit Kreditkarte (Stand: 08.08.2007). Buchen können Sie alle unsere „Europa Unlimited“-Ziele auch im Reisebüro oder in der KLM-Reservierungszentrale unter 0180 5 21 42 01 (14 Cent/Min.). Hierbei kann eine andere Ticket Service Charge anfallen. Auf allen Strecken sammeln Sie Flying Blue-Meilen. Änderungen vorbehalten.